



Gerhard Wegner

Kirchengemeinde entwickeln

Praktische
Theologie
konkret

V&R

Herausgegeben von
Hans-Martin Lübking / Bernd Schröder



Praktische Theologie konkret

Band 13

Herausgegeben von
Hans-Martin Lübking und Bernd Schröder

Gerhard Wegner

Kirchengemeinde entwickeln

VANDENHOECK & RUPRECHT

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2026 Vandenhoeck & Ruprecht, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen,
ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland;
Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh,
Brill Fink, Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht,
Böhlau und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: AdobeStock_827166493

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen
Druck und Bindung: BALTO print, Vilnius
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com
E-Mail: info@v-r.de

ISSN 2700-1032 (print) | ISSN 2700-1059 (digital)
ISBN 978-3-525-63419-6 (print)
ISBN 978-3-647-63419-7 (digital) | ISBN 978-3-666-63419-2 (eLibrary)

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
Vorwort	8
Einleitung	10
1 Zur Situation: Wie geht es der Kirchengemeinde?	17
1.1 Kirchengemeinde – eine Lebensform	17
1.2 Die »Säulen des Glaubens«	20
1.3 Zur Lage der Kirchengemeinde	24
1.4 Typologie der Mitglieder	30
1.5 Soziale Milieus, Diversität und Vielfalt	32
1.6 Die »Unterjüngung« der Kirchengemeinden	39
1.7 Der Faktor Gender	41
1.8 Mitgliedergewinnung und -bindung	43
1.9 Die Kindertagesstätte	44
1.10 Organisationsformen christlicher Gemeinden	47
1.11 Sonderfall Deutschland: weltweite Variationen der Kirchengemeinde	50
2 Essentials: Was macht eine Kirchengemeinde aus?	57
2.1 Grundlegende Eigenschaften	57
2.2 »Gemeinde« als normativer Bezug der Kirche	59
2.3 Die Delegitimierung der Kirchengemeinde	61
2.4 Kirchengemeinden sind Netzwerke	65
2.5 Wirkungsformen der Gemeinde	69
2.6 Soziale Kommunikation	72
2.7 Kulturelle Kommunikation	74
2.8 Politische Kommunikation	76
2.9 Teilhabe an Christus: eine geistliche Lektüre der Gemeinde	77

6 Inhalt

3 Update: Perspektive Transformation	86
3.1 Der Umbau der Kirche: Ende der Parochie?	86
3.2 Fusionen von Kirchengemeinden	96
3.3 Sozialraumorientierung: Last Exit Parochie	101
3.4 Kommunikationsform Digitalität	105
3.5 Perspektive Sozialreligion?	107
3.6 Interkulturalität	109
4 Impulse: Wer entwickelt eine Kirchengemeinde?	114
4.1 Die Entdeckung der Gemeinde in ihrem Entwicklungsprozess	114
4.2 Akteure in der Gemeinde	118
4.3 Der Kirchenvorstand	119
4.4 Pfarrpersonen	122
4.5 Haupt- und Nebenamtliche	128
4.6 Ehrenamtliche	129
4.7 Die Verwaltung	133
4.8 Der Wille zur Gemeinde: Partizipation und Lust an der Gestaltung	134
5 Die Zukunft: vitale Kirchengemeinde	137
5.1 Entwicklungspfade	137
5.2 Misserfolgsorientierungen	140
5.3 Faktoren der Vitalität	142
5.4 Kommunikation: Sprache und Habitus	144
5.5 Triggerpunkte	147
5.6 Empowerment: Bevollmächtigung und Macht	150
Zehn goldene Regeln	153
Literatur	154

Vorwort der Herausgeber

Die Reihe »Praktische Theologie konkret« will Pfarrer:innen sowie weitere Mitarbeitende in Kirche und Gemeinde mit interessanten und innovativen Ansätzen in kirchlich-gemeindlichen Handlungsfeldern bekannt machen und konkrete Anregungen zu guter Alltagspraxis geben.

Die Bedingungen kirchlicher Arbeit haben sich in den letzten Jahren zum Teil erheblich verändert. Auf viele heutige Herausforderungen ist man in Studium und Vikariat nicht vorbereitet worden und in einer oft belastenden Arbeitssituation fehlt meist die Zeit zum Studium neuerer Veröffentlichungen. So sind interessante neuere Ansätze und Diskussionen in der Praktischen Theologie in der kirchlichen Praxis oft kaum bekannt.

Der Schwerpunkt der Reihe liegt nicht auf der Reflexion und Diskussion von Grundlagen und Konzepten, sondern auf konkreten Impulsen zur Gestaltung pastoraler Praxis:

- praktisch-theologisch auf dem neuesten Stand,
- mit Informationen zu wichtigen neueren Fragestellungen,
- Vergewisserung über bewährte »Basics«
- und einem deutlichen Akzent auf der Praxisorientierung.

Die einzelnen Bände sind von Fachleuten geschrieben, die praktisch-theologische Expertise mit gegenwärtiger Erfahrung von konkreter kirchlicher Praxis verbinden. Wir erhoffen uns von der Reihe einen hilfreichen Beitrag zu einem wirksamen Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis kirchlicher Arbeit.

Dortmund/Göttingen

Hans-Martin Lübking und Bernd Schröder

Vorwort

Als ich mit der Arbeit an diesem Buch begann, wollte ich etwas Ermutigendes zu Papier bringen. Depressive Analysen zur Lage der Kirchen und Gemeinden gibt es genug. Bei diesem Ziel ist es auch geblieben. Aber ganz anders als gedacht. Denn je mehr ich mich in die Materie hineinbegab, desto deutlicher wurde mir, dass sich aus der derzeitigen Lage der Kirchengemeinde alles andere, aber keine Ermutigung begründen lässt. Die hier zusammengestellte Empirie lässt so etwas schlicht nicht zu, und je mehr Material man sammelt, desto skeptischer werden Prognosen. Hoffnung, dass wurde mir schnell deutlich, kann nur kontrafaktisch begründet werden: Im Vertrauen auf den Auftrag der Kirchengemeinde und seine Entfaltung. Es wird – das ist sicher! – immer Menschen geben, die sich zusammentun und eine Gemeinde sein wollen. Auf sie kommt es an: auf den Willen, Gemeinde zu sein. Das mag im wahrsten Sinne des Wortes sehr gewollt klingen. Aber einen anderen Weg kann ich nicht erkennen. Dass es Menschen gibt, die gerade heute mit Ernst Christen und Christinnen sein wollen, ist allein die Quelle der Hoffnung.

Im Kern besteht das Buch aus einer Zusammenstellung von empirischen Erkenntnissen über Evangelische Kirchengemeinden in Deutschland. Die neuesten Ergebnisse der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD und der DBK (SI der EKD/Kath. Arbeitsstelle 2024) werden aufgenommen. Deswegen: ein großer Dank an alle, die sich bei einer solchen sozialwissenschaftlich-empirischen Begegnung mit der Realität auseinandergesetzt haben und nicht bei ihren eigenen theologischen oder anderen Konstruktionen stehengeblieben sind! Aber natürlich gibt es auch andere Weisen, sich der Erfahrungswelt zu nähern. Und vor allem gilt, dass auch empirische Forschung nicht ohne Fiktionen, das heißt ohne theoretische, theologische Perspektiven, betrieben werden kann. Gerade in der empirischen Forschung sieht man – wie auch sonst – nur, was man weiß. In dieser Richtung sortiert das Buch die Empirie und stellt so ihren Erkenntniswert in einen Kontext.

Das Thema Kirchengemeinde ist ungeheuer komplex. Vielleicht ist deswegen auch nur selten der Versuch gemacht worden, sich in einem Buch auf sie zu konzentrieren, obwohl gerade das sehr nötig wäre, denn sie war und ist die Basisstruktur der Kirche. Wenn sie schwach ist, ist es die Schwäche der gesamten Kirche. Diese Komplexität wird hier ein Stück weit reduziert, und der Versuch gemacht, einige Sichtachsen freizulegen. Das beginnt schon damit, dass Kirchengemeinden als Lebensformen verstanden werden. Aber man wird eine Reihe von Aspekten auch vermissen (z. B. besondere spezielle Kirchen für Kunst, Musik, Jugendliche), die anderswo in dieser Buchreihe vorkommen. Wer eine enzyklopädische Übersicht sucht, sei zu meiner Entlastung verwiesen auf das große Handbuch für Kirchen- und Gemeindeentwicklung von 2014, herausgegeben von Ralph Kunz und Thomas Schlag.

Mein großer Dank gilt vor allem dem Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD. Ohne dessen umfangreiche empirisch basierten Studien zu den Gemeinden und allen möglichen anderen kirchlichen Arbeitsbereichen wäre dieses Buch nicht möglich gewesen. Es ist nicht übertrieben zu behaupten, dass dieses Institut kirchensoziologisch im evangelischen Bereich in Deutschland führend ist. Ein besonderer Dank für eine tolle Kritik an einer früheren Fassung und Beratung geht zudem an Petra-Angela Ahrens und Hans-Martin Lübking. Und auch an Carlotta Koch für das tolle Lektorat des Textes.

Bei Zitaten aus Texten mit englischen Titeln handelt es sich um Übersetzungen ins Deutsche. Sie sind von mir angefertigt worden.

»Denn Gott lieben heißt, in Wahrheit sich selbst lieben;
einem anderen Menschen behilflich sein,
dass er Gott liebe, heißt ihn lieben;
von einem anderen Menschen darin unterstützt werden,
daß man Gott liebe, heißt geliebt werden.«
(Kierkegaard 1924, 113)

Einleitung

Man kann kaum anders beginnen als mit der Frage: Ist »Kirchengemeinde« überhaupt noch zeitgemäß? Lohnt sich die Beschäftigung mit ihr noch? In der einen oder anderen Form war sie über Jahrhunderte die Basis des Christentums, pointiert des weltweiten Protestantismus. Christlicher Glaube reproduzierte sich durch sie. Als Parochie deckte sie mit ihren institutionellen »Dienstleistungen« weitgehend den religiösen Bedarf der Menschen ab, woran stets auch der Staat ein Interesse hatte. Aber das ist definitiv vorbei. Kirchengemeinde in diesem Sinn befindet sich unbestritten im Niedergang. Und damit die gesamte Kirche. Erschreckend sind die Angaben im 2. Kirchengemeindebarometer zur Entwicklung der an Veranstaltungen der Kirchengemeinden Teilnehmenden in den letzten zehn Jahren: In Dörfern beträgt der Verlust bei Erwachsenen 59 % und bei Kindern 54 % und in Kleinstädten sogar 65 % und 62 %. In Großstädten summiert er sich auf 47 % und 57 %. Einzig in Metropolen liegen die Zahlen etwas niedriger bei 41 % und 39 % (Lämmlin u. a. 2024, 162).

Blickt man in die sich vollziehenden gesellschaftlichen Entwicklungen, so lässt sich rein empirisch kaum etwas Positives für Kirche und die Gemeinden ableiten: Es ist schlicht keine Entwicklung, kein Trend zu erkennen, an den sich Kirche und Religion ankoppeln könnten, um wieder zu wachsen. Hoffnung in dieser Richtung ist nur kontrafaktisch, gegen die Trends, zu gewinnen. War es vor ein oder zwei Generationen noch möglich, plausible Antworten in der Wohnbevölkerung eines Stadtteils auf die Frage zu erhalten, was die Kirche denn als Kirche vor Ort tun sollte, so kann dies heute leicht scheitern, weil immer weniger Menschen sagen können, wozu Kirche überhaupt da ist. Ich erinnere mich

zum Beispiel an eine Gemeindeumfrage, in der nach der Gestaltung des Kirchbaus gefragt wurde. Die Antwort: alles solle hell, voller Licht und ermutigend aussehen. Weswegen das Kreuz und das Kruzifix endlich wegmüssten. Das sei so deprimierend und passe nicht mehr in die Zeit.

Empirischer Opportunismus – die einfache Übernahme von dem, was Menschen in Umfragen sagten, in die Praxis – war immer falsch, aber er ist heute schlicht gar nicht mehr möglich. Die Empirie liefert allein keine konstruktive Orientierung mehr für die Kirche. Auch nicht der Hinweis auf Trends aller Art. Die Gemeinde kann durch Anpassung an ihre Umwelt die Zukunft schlicht nicht mehr gewinnen. Sie ist allein auf sich selbst gestellt. Deswegen helfen auch die vielen sozialwissenschaftlichen Trendanalysen, denen der Wandel der Kirche gerecht werden müsste, nicht mehr wirklich weiter (Grethlein 2018, 79 f.). Man kann die vielen Trends ohnehin nicht »bewältigen«. Besser wäre es, eine Art klugen Tunnelblick zu entwickeln, der die Umwelt lediglich daraufhin abtastet, was dem eigenen Ziel entspricht und was nicht.

Braucht es nun nicht völlig andere Formen der Partizipation und Kommunikation, wenn man christlichen Glauben wecken und weitergeben will? Oder ist dieses Anliegen, zumindest in Europa, mittlerweile chancenlos? Wen auch immer diese Fragen interessieren, der wird das Thema Kirchengemeinde nur in einer Perspektive der Transformation in den Blick nehmen können. Sie selbst transformiert sich. Und sie entwickelt sich im Kontext ungeheurer gesellschaftlicher Transformationen. Deswegen ist Gemeinde in einem doppelten Sinn eine Lebensform in der Transformation.

Um diese Prozesse soll es in diesem Buch gehen. Es liefert einige Perspektiven und Ideen, die sich dessen annehmen, was das Anliegen der Kirchengemeinde war und ist: christlichen Glauben in unserer Welt sichtbar zu leben, und zu hoffen, um es flapsig zu sagen, damit einen Eindruck zu machen, eine Wirkung zu erzielen. Aber wie gesagt: Geht das überhaupt noch mit ihren überkommenen Formen? Eine Bestandsaufnahme ist überfällig. Aber sie kann sich nicht nur auf das empirisch Vorhandene richten, sondern muss auch das Feld der Sichtweisen, ihrer soziologischen und natürlich theologischen Deutungen revidieren. Das ist auch nichts Neues: Immer wieder hat sich Kirchengemeinde neu aufgestellt. Was man im 18. Jahrhundert darunter verstand, war etwas völlig anderes als in den 1960er Jahren des 20. Jahrhunderts. Und was in den USA als »congregation« existiert, lässt sich mit den deutschen Parochien kaum vergleichen, bleibt aber erfolgreich.

Einen klugen
Tunnelblick
entwickeln

Gemeinde
als Lebens-
form

12 Einleitung

Eine romantische Erinnerung

Bereits das eigene Bild der Ortskirchengemeinde ist komplex und nicht selten auf Erfahrungen mit den Pfarrpersonen, die man erlebt hat, fokussiert. Bei Älteren enthält es in der Erinnerung oft noch ausgesprochen prägende, positive Facetten. Meine Erinnerungen an die Zeit in meiner Kirchengemeinde in Hamburg – Wilhelmsburg in den 1960er und 1970er Jahren des letzten Jahrhunderts – als romantisch-verklärend, beheimatend und identitätsbildend zu charakterisieren, wäre noch untertrieben. Die Jugendarbeit im Kirchenkeller, die Freizeiten, die Jugendgottesdienste, die vielen Diskussionen über Gott und die Welt: Das war mein Leben, meine Großfamilie. Menschen um ein Lagerfeuer, die sich Geschichten erzählten. In aller Hierarchie egalitär, agil, fröhlich, aufbrechend. In solchen, unseren Geschichten leben wir (Erlach/Müller 2020, 29). Eine Gemeinde ist eine narrative Organisation – was schon als solches Lebendigkeit generiert.

Die Pastoren und Pastorinnen waren Respektspersonen und Freunde zugleich – jederzeit ansprechbar und immer da. Ein großes höchst kreatives und produktives Ganzes, in dem sich alle Jugendlichen und viele andere trafen und sich als zusammengehörig erlebten. Ein Ort des gelingenden Lebens, wo vieles ausprobiert werden konnte. Communio – Gemeinschaft: Der Begriff muss verwendet werden, so missbrauchsanfällig er auch ist. Alles, was gut ist, kann missbraucht werden. Anerkennung wurde transportiert, elementare Wertschätzung, unmittelbar und vor allem durch den Verweis auf den, dem wir folgen wollten und auf den alles ausgerichtet war: Christus, Gott. Auf den größeren, alles transzendernden Zusammenhang, an dem wir teilhatten. Anerkennung konstituiert Gemeinde, indem sie die Einzelnen in ihr zur Entfaltung befähigt – durch einander, aber vor allem durch den transzendentalen Bezug. (Diese fundamentale religiöse Dimension der Anerkennung nicht wahrhaben zu wollen, werde ich dem grandiosen Theoretiker der Anerkennung: Axel Honneth nie verzeihen.)

Alles in allem war die Kirchengemeinde für mich eine prägnante Lebensform ganz im Sinne von Rahel Jaeggi (2014): ein Bündel von sozialen Praktiken, Einstellungen und habitualisierten Verhaltensweisen mit normativem Charakter, die eine lustvolle kollektive Lebensführung ermöglichten (77 ff.) – und viele Einzelne zu allem Möglichen befähigten. Die Jugendarbeit der Gemeinde war unser Weg

zum Erwachsenwerden, in dem Gott und Christus immer fördernd und fordernd dabei waren, uns aber nie mundtot machten. Diesem Anfang war tatsächlich ein Zauber inne! Ein Leben ohne Teilhabe an einer Kirchengemeinde? Für mich undenkbar. Deswegen wurde ich Pastor: Weil ich genau so leben wollte. Kirchengemeinde: ein besseres, ein ersehntes Leben mit den vielen anderen, mit Neuen, Fremden, die dazukommen, mit weltweiter Perspektive, Gerechtigkeit, Martin Luther King und Afrika und dem Jesus Christus, der vorausgeht. Ganz weit offen für alles und jeden, aber ganz klar zentriert in diesem Glauben, der immer wieder großartig gefeiert wurde. So war das vor mehr als einem halben Jahrhundert – in der verklärenden Erinnerung eines nunmehr alten Mannes. Und so trug diese Geschichte motivierend lange durch. So oder so ähnlich kann Kirchengemeinde sein und so ist sie großartig.

Christlicher Glaube geht nicht ohne Gemeinde. Wie immer im Konkreten. Natürlich ist sie weit mehr als die deutsche Parochie, die ohnehin weltweit gesehen die Ausnahme ist. Und fragt man die Leute, bleibt sie die Verkörperung von Kirche bzw. des christlichen Glaubens. Natürlich gibt es auch andere Manifestationen des Glaubens, aber mit großem Abstand ist bei uns die Ortskirchengemeinde genau das, was man von Kirche kennt und mit ihr identifiziert. Anderes kommt nicht in den Blick. In der großen Umfrage des SI (Sozialwissenschaftliches Institut) der EKD zum Image der Kirche in der Stadt Hannover können 83 % der Evangelischen angeben, zu welcher Kirchengemeinde sie gehören – und selbst 44 % der Katholischen, 41 % der Konfessionslosen, 15 % der Muslime und Musliminnen und 36 % anderer Religionsangehöriger kennen die evangelische Gemeinde, in deren Gebiet sie wohnen (Rebenstorf 2017, 7).

Das kann man bedauern. Aber tatsächlich ist es das Kapital der Kirche! Genauso steckt die Gemeinde aber in der Krise – auch das ist bekannt und wird der Kirche insgesamt zugerechnet. Und das hat gravierende Folgen, denn neben und ohne die Kirchengemeinde existiert nach wie vor keine wirkliche Kirche, so sehr man sich auch andere Formen – der große Bereich der Diakonie, Beratung, Erwachsenenbildung, Funktionskirchen, Kirchentage usw. – als Orte modernen und aufgeschlossenen Christentums wünschen kann, die bei Gelegenheit genutzt werden können. Dezidierte Angebotsstrukturen bleiben nur solche, wenn sie ausdrücklich keine Koinonia bilden, obwohl sich das natürlich dennoch

Kapital der
Kirche

14 Einleitung

Wandel der Kirchen-gemeinde

immer wieder ergibt. Deswegen scheinen mir auch die Versuche, mittlerweile überall Gemeinde zu entdecken, nicht überzeugend zu sein.

Lange Zeit war der Wandel der Kirchengemeinde kein großes Thema in der Theologie und vielleicht blieb deswegen auch trotz großer Kritik vieles an ihr unerforscht. Aber weder ist sie heute noch das, was sie vor fünfzig Jahren gewesen ist, noch wird sie so bleiben. Das gilt für ihre äußere Gestalt ebenso wie für ihre soziale Rolle in der Gesellschaft und das muss sich auch auf ihr Selbstverständnis niederschlagen. Erinnert sei nur an den Verlust sozialdiakonischer Arbeit, wie insbesondere der Gemeindeschwester in den 1970er und 1980er Jahren oder die aktuelle organisatorische Abkopplung der Kindertagesstätten. Beides folgt der Ausdifferenzierung der Gesellschaft, aber es schwächt die Gemeinde. Von besonderer Bedeutung sind zudem die sich ausbreitenden Prozesse der Fusionen von Kirchengemeinden und damit der Reduktion ihrer Reichweiten. Interessanterweise bleibt gleichwohl ihr parochiales Selbstverständnis kaum angetastet. Zu sehr ist es mit grundlegenden staatskirchlichen Interessen gekoppelt. Das allerdings hindert innere Aufweichungen und Anpassungen in keiner Weise.

Ich will i. f. eine grundlegende Perspektive einnehmen, die auch mit Abbrüchen und Zusammenbrüchen rechnet. Sie werden in einem Tagungsband von Valentin Dessoys und Ursula Hahmann (2024) besonders deutlich, wenn sie bereits eine Diskussion über Strategien für überholt halten. Gefordert sei es, einer systemischen Logik zu folgen

dass tiefgreifende und nachhaltige Veränderungen nur gelingen, wenn bestehende Muster und Routinen unterbrochen, Bestehendes also dekonstruiert und die dann entstehende Leere ausgehalten wird, um Raum zu schaffen, damit das emergiert, was wichtig ist, und auf diese Weise im aktiven Loslassen des Bisherigen Neues entstehen und wachsen kann (11).

Nimmt man das ernst, bräuchte es ein Buch über die Auflösung der Kirchengemeinde – und ihre Neukonstitution. Da ist sicherlich etwas Wahres dran. Aber so weit sind wir noch nicht. Ein solches »systemisches« Herangehen an das Geschehen in den Gemeinden betont die unauflösbare Einheit von Tun und Ergehen: Die Gemeinde wird von ihren Akteuren gestaltet – und prägt zugleich die Wahrnehmung und den Habitus derselben. Es gilt für alle religiösen Organisationen, dass sie sich als ein ausdifferenziertes Feld in einer mit anderen (nicht immer) geteilten Umwelt artikulieren. Und was für alle Systeme gilt, gilt hier besonders:

Eine religiöse Profilierung ist sozusagen nur unter Bezug auf sich selbst stabilisierbar; sie erwächst nicht aus etwas Nicht-Religiösem. Denn wir alle bekommen »immer deutlicher zu spüren, dass es heute keine nicht-religiösen Gründe mehr gibt, sich zu einer Religion zu bekennen« (Luhmann 2000, 136).

Erschreckend ist allerdings, dass diesem religiösen Gebilde immer weniger Vertrauen entgegengebracht wird und es immer weniger Resonanz erfährt (siehe Abbildung 1). Laut einer fowid-Umfrage vom Dezember 2024 bringen nur noch 24 % der Menschen den Kirchen »ziemlich viel« und »sehr viel« Vertrauen entgegen, womit sie am Ende einer Liste von zehn Institutionen stehen, die von kleinen und mittleren Unternehmen sowie Polizei und Justiz angeführt werden. Dabei liegt die Evangelische Kirche bei 27 %, die katholische bei 9 %. Diese Zahlen lagen evangelischerseits noch bis etwa 2019 über 40 % (fowid 2024). Allerdings – und das ist bereits ein Hinweis auf eine Ausdifferenzierung der Evangelischen Kirche, die uns noch häufiger begegnen wird – ist das Vertrauen der evangelischen Kirchenmitglieder in ihre Kirche sogar gestiegen und lag 2023 bei fast 50%! Ein besseres Bild zeigt sich in der 6. Kirchenmitgliedschaftsstudie (SI der EKD/Kath. Arbeitsstelle 2024, 96 ff.). Hier rangiert die Evangelische Kirche im Vertrauen der Bevölkerung nach Hochschulen und Universitäten, Justiz und Diakonie und Caritas an vierter Stelle mit einem Mittelwert von 3,7 bei allen und 4,0 bei den eigenen Mitgliedern. Der Wert wächst auf 5,3 bei kirchlich-religiösen Evangelischen (97) (Skala von 1 = kein Vertrauen bis 7 = großes Vertrauen).

Deswegen müssen Überlegungen zur Situation der Kirchengemeinden grundsätzlich in einer Prozessperspektive angestellt werden. Pathetisch gesagt: Das Sein der Gemeinde ist immer

Vertrauen

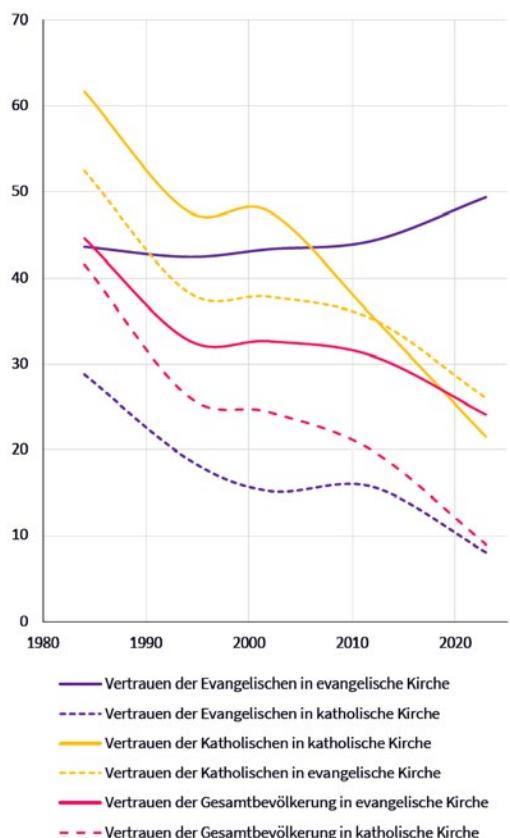


Abbildung 1: Vertrauen in die Kirchen im Zeitvergleich (Pollack u.a. 2024, 73, Abb. 3.3)

16 Einleitung

Vergemeind-
lichung

im Werden. Oder um es theologischer zu sagen: Kirchengemeinden sind immer unterwegs. Oder in Anlehnung an klassische Begriffsumbauten von Max Weber (1980, 235): Es geht nie um einen Status, sondern immer um Entwicklung. Nicht eine Gemeinschaft als etwas Statisches gerät in den Blick, sondern eine Art der Vergemeinschaftung und in unserem Fall der Vergemeindlichung bzw. der kirchlichen Vergemeindlichung (oder andersherum gesagt: der Entvergemeindlichung). Nicht Gemeinde ist folglich unser Thema, sondern Vergemeindlichung!

Das gilt für ihre Gestalt generell, aber auch für ihre je aktuellen internen Strukturen. Um sie zu erfassen, hat man in letzter Zeit eine ganze Reihe von sozialwissenschaftlichen Konzepten auf sie projiziert: Organisation, Institution, Netzwerk, Bewegung, Interaktion, Plattform usw. Sie entfalten je unterschiedliche Aspekte besonders deutlich und lassen jeweils Verschiedenes in den Fokus treten bzw. erlauben es überhaupt erst, es zu sehen und zu bearbeiten. Nicht zuletzt reagieren diese Blickweisen auf den Rückgang der Beteiligung an Kirchengemeinden als Reduktion der Reproduktionskraft der Kirche. Gegenüber früheren elementaren, statischen Vorstellungen einer Kerngemeinde, einer um den Gottesdienst zentrierten »Gemeinschaft« oder ähnlichem, betonen sie in der Regel die Pluralität verschiedener Partizipationsformen als prinzipiell gleichrangig und nicht irgendwelchen normativen Ansprüchen unterworfen. Auch kirchlich-distanzierte Haltungen finden volle Anerkennung. Damit wird allerdings die Frage nach der öffentlichen Identifizierbarkeit von Kirche als solcher leicht bagatellisiert und ausgeblendet.

Pluralität ver-
schiedener
Partizipations-
formen

Wie stellt sich die Situation heute dar? Es braucht eine Art von Inventur: Wo steht die Kirchengemeinde heute? Was leistet sie noch? Was leistet sie schon? Wen erreicht sie und wen könnte sie erreichen? Wen schreckt sie ab? Weckt sie Glauben und ist deswegen vital – oder schläfert sie ihn ein? Überhaupt: Wie lässt sich ihre gegenwärtige Situation verstehen? Völlige Eindeutigkeit ist nicht zu erwarten. Ja, es gibt Niedergang – aber auch transformierende Aufbrüche. Das Ende der Kirchengemeinde ist nicht in Sicht. Eine neue Erweckungsbewegung allerdings auch nicht. Der Wandel, die Transformation ist das Zeichen der Zeit. Aber wie und wohin?

Zur Situation: Wie geht es der Kirchengemeinde?

1

1.1 Kirchengemeinde - eine Lebensform

Die christliche Gemeinde ist der entscheidende kollektive sicht- und erfahrbare Teil des christlichen Glaubens. In ihr geht es nicht um »Religionssensibilität«, sondern um Religion. Nicht der oder die Einzelne in ihrer Unmittelbarkeit zum trinitarischen Gott, sondern die Kommunikation mit anderen, in der sich »Koinonia – Realisierung« (Kunz-Herzog 1997, 73 ff.) vollzieht, ist der Ort seiner leibhaften, materiellen Existenz. Was die Verbundenheit der Christen und Christinnen mit ihrer Kirche anbetrifft, so nennen in der aktuellen EKD-Untersuchung 64 % an erster oder zweiter Stelle die örtliche Kirchengemeinde. EKD (18 %) und Landeskirche (12 %) folgen weiter hinten (EKD 2023, 45 ff.). Diese große Bedeutung der Ortskirchengemeinde wurde auch schon früher immer wieder konstatiert, insbesondere in der 5. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft (2014). Hier gaben 45 % der Evangelischen an, mit ihrer Kirchengemeinde sehr und ziemlich verbunden zu sein (23,8 % etwas verbunden) (EKD 2023, 45 ff.) und diese erreichte damit den für die Bekanntheit der Kirche mit Abstand wichtigsten Platz. Geprägt ist diese Bekanntheit allerdings kaum durch gemeindliche Aktivitäten wie Gruppen und Kreise, sondern durch Kasualien, Personen und vor allem Kirchengebäude. Hinzu kommt kennzeichnend, dass sich Menschen, die sich der Kirchengemeinde verbunden wissen, sozusagen auch »inhaltlich« der Kirche näher fühlen und viele ihrer Anliegen aktiv mittragen (Hermelink/Kretzschmar 2015, 59 ff.). Trotz aller Kritik an ihr gilt deswegen mit Jan Hermelink und Gerald Kretzschmar: »Auch unter den Bedingungen moderngesellschaftlicher Differenzierung, religiöser Vielfalt und biographischer Mobilität scheint die Kirche vor Ort aus der Sicht der Mitglieder von hoher, ja gelegentlich identitätsstiftender Bedeutung zu sein« (67). Weiter heißt es: »Das gelingt der Kirche vor allem deshalb, weil ihre Mit-

18 Zur Situation

glieder in der Ortsgemeinde eine ganze Reihe höchst vielfältiger Themen, Personen und Vollzüge wahrnehmen, an denen sie selbst – je nach der eigenen religiösen und biographischen Konstellation – auf ebenso vielfältige Weise teilnehmen können« (67). Einen anderen Ort von ähnlich großer Bedeutung gibt es für Kirche und Religion nicht!

Die Kirchengemeinde ist für die an ihr Partizipierenden und auch für die sie Wahrnehmenden mehr als nur eine Gelegenheit, obwohl sie nicht selten als solche in den Blick gerät. Sie stellt eine Lebensform dar, ganz im Sinne der Analyse von Rahel Jaeggi (2014), die in ihrer »Kritik von Lebensformen« gerade wegen ihrer normativen Argumentationen auch für die Theologie interessant ist. Kernelemente des Lebensformbegriffs sind: (1) Es geht um ein Bündel von Praktiken, die miteinander zusammenhängen und aufeinander bezogen sind. Sie stellen (2) kollektive Gebilde und Ordnungen menschlicher Koexistenz dar. (3) Diese Formen haben gewohnheitsmäßigen Charakter: Man nutzt eine vorgängige und gebahnte Struktur. Und (4) diese Formen sind gegen Möglichkeiten der Unordnung abgegrenzt. Sie »zeichnen sich zumindest aus der Binnenperspektive der an ihnen Teilnehmenden durch eine gewisse Kooperationserwartung aus.« Sie sind also mit einem normativen Erwartungsdruck verbunden (77).

Folglich unterscheiden sie sich von nur sporadischen Begegnungen und situativen Gelegenheiten, die spontan aufgegriffen und wieder fallen gelassen werden können. Charakteristisch ist der in ihnen enthaltene Anspruch auf Verallgemeinerungsfähigkeit, der mit der Teilhabe an umfassenden sozialen Normgefügen einhergeht (78). An dieser Stelle könnte man nun aus der alltäglichen Erfahrung der Unverbindlichkeit der Praktiken der Kirchengemeinde heraus bestreiten, dass sie eine Lebensform sei. Und sicherlich ist es richtig, dass dies auch nicht für alle Mitglieder gleichermaßen gilt. Dass es jedoch in ihrem Selbstverständnis solch einen normativen Kern gibt, lässt sich nicht leugnen, auch wenn er in den letzten Jahren aus Angst, Menschen zu verschrecken, selten artikuliert wird. Paradoxerweise wird diese These gerade von den hohen Austrittszahlen bestätigt, die damit die Existenz von Verhaltenserwartungen im Zurückweisen ja gerade bestätigen. Und wer dazugehört weiß, was das alles »eigentlich« bedeutet, und äußert sich beispielsweise in der Regel positiver über die Kirche als andere. Allerdings sind dies nur Vermutungen. Eine empirische Studie über die Erfahrungen der Gemeindemitglieder mit ihren Gemeinden gibt es bisher nicht.

christlichen Lebensform gesprochen werden, ohne dass die Teilhabe an einer Kirchengemeinde überhaupt erwähnt wird (Grethlein 2018). In dieser Richtung entwickelt Christian Grethlein letztlich das »Christsein als Lebensform« sehr plausibel aus der Mimesis Jesu Christi: als in seiner Nachfolge erwachsend und gerade deswegen unter modernen Lebensbedingungen als attraktiv (138). Die Mimesis Christi erfolgt in Form von Taufen, Mahlfeiern und Predigten (204 ff.) in »basalen Kommunikationsformen« des Segnens, Betens und Erzählens (168 ff.). Aus diesen Kommunikationssituationen resultierten »jeweils neue soziale Bedingungen« (168), die allerdings nicht näher benannt werden. Dass sich all diese Kommunikationen im Regelfall in einer Kirchengemeinde vollziehen und damit einer bestimmten Formatierung unterliegen, wird nicht gesagt, obwohl es doch selbstverständlich ist. Und noch mehr: Obwohl es doch solch eine Praxis nur in Gemeinschaft, zumindest aber, wenn verstetigt, in einem organisierten Kontext gibt. Natürlich muss das nicht die Parochie sein, aber dann muss diskutiert werden, in welcher verstetigten Form sich christliche Kommunikation denn dann vollzieht.

In diese Richtung zielt auch der Lebensform-Begriff bei Martin Laube (2015), obwohl er die Kirchengemeinde nicht erwähnt. Ihm geht es darum, mit seiner Hilfe sinnlose Gegensätzlichkeiten zwischen der Kreativität und Freiheit des Einzelnen und der religiösen Institution zu überwinden. »In dem Maße, in dem sich die Subjekte in eine gegebene Praxis einfügen, bilden sie diese zugleich konstruktiv um« (47). Eben dies gilt auch für Christen und »ihre« Gemeinden. Und anders: »Das Christentum eröffnet dem Einzelnen einen sozialen Spielraum zur Lebensführung; ihn dann auch zu nutzen bleibt seine eigene Sache« (47). Aber eben: Die Eröffnung dieses Spielraums – auch eine normative Dimension! – fällt nicht vom Himmel, auch nicht von dem der Bildung, sondern entwickelt sich in – oder zumindest mit – der Gemeinde!

Ein Nachdenken über die Gemeinde kann so nur »nach vorne« hin geschehen: in Richtung der Wiedergewinnung ihrer ursprünglichen Radikalität, Produktivität und Resonanzfähigkeit. In ihren besten Zeiten war sie ein Heterotopos: ein dritter Ort in der Gesellschaft, an ihrem Rand, teilhabend an einer die Gesellschaft transzendierenden Bewegung. Aber nicht selten hat sie sich auch dahingesleppt, kraftlos, hat sich selbst aus der Gesellschaft herausdrängen lassen, mutlos. Gerade jetzt scheint das so zu sein.

Gemeindeaufbau bedeutet mit Ralph Kunz-Herzog (1997) im Grundsatz: »Option Koinonia«. »Menschen sollen bewegt werden für die Sache

Gemeinde-
aufbau

20 Zur Situation

Jesu. Menschen bewegen andere Menschen dazu, ihr Leben im gemeinsamen Feiern und im gemeinsamen Alltag miteinander zu teilen« (167). Große Worte, sicherlich. Aber wenn überhaupt, dann ist hier Pathos angebracht, denn was sich vollziehen kann, ist eine »heilende Partizipation am ‚Leib Christi« (165), an »Christus als Gemeinde existierend« (Bonhoeffer 1986, 133). Es geht um die Förderung gelebten Glaubens, mithin um das, was mal als Frömmigkeit bezeichnet wurde. Kirchengemeinden sind Orte der Frömmigkeit, in denen das Feuer des Glaubens weitergegeben wird. Oder auch nicht (mehr). Aber dann wird es nirgendwo mehr weitergegeben.

1.2 Die »Säulen des Glaubens«

Und das sieht in dem großen Land der Kirchengemeinde, den USA, nicht anders aus:

Die amerikanische Religion hat sich nicht deshalb so stark entwickelt, weil sie jedem Einzelnen die Freiheit gegeben hat, seine eigene spirituelle Suche zu verfolgen, oder weil dort einzigartig tragfähige theologische Ideen Fuß gefasst haben, sondern weil das amerikanische Recht und die amerikanische Gesellschaft einen Raum für freiwillige Religionsgemeinschaften geschaffen haben (Ammerman 2005, 2).

Weiter schreibt Ammerman: »Die Aufgabe, die Menschheit mit dem Göttlichen in Verbindung zu bringen, ist daher die Kernaufgabe, die das daraus resultierende ›Organisationsfeld‹ definiert« (33). Dies geschieht durch Gottesdienste, befähigende individuelle Religion, religiöse Erziehung und Bekehrung. Am wichtigsten sei das Singen (268). Im Zentrum stehen Formen der religiösen Kommunikation. »Ob sie nun lehren oder predigen, sich an kollektiven Ritualen beteiligen oder sich mit individueller Reflexion und Wachstum beschäftigen – die Gemeinden sagen, dass ihr Hauptaugenmerk spirituell ist und sein sollte« (33). Entsprechend weist jede Gemeinde eine Form der gottesdienstlichen Versammlung auf (36).

Daraus folgt bei Nancy Ammerman (2005) eine Definition: »In Gemeinden hören Menschen Geschichten über das Wirken Gottes in der Welt, erleben eine heilige Präsenz als Teil ihrer eigenen sich entfaltenden Lebensgeschichte und bauen Beziehungen auf, die es ermöglichen, dass neue gemeinsame Glaubengeschichten zur kollektiven Überlieferung

hinzugefügt werden« (270). Wenn das keine Teilhabe am Leib Christi als Lebensform ist, was dann? Kopplung der eigenen Lebens-Geschichten mit den Narrativen der großen Gottesgeschichten – im Hier und Jetzt. Das ist der Vollzug von Gemeinde. Mehr geht nicht. In der Indigenisierung des Glaubens in den vielen Lebenswelten erwacht Christus zum Leben, zur Gestaltwerdung in der Lebensform Gemeinde. Wer wissen will, was es mit dem christlichen Glauben auf sich hat, der oder diejenige sollte eine Gemeinde besuchen. Erst durch sie erwache ein noch so eindrucksvolles Kirchengebäude tatsächlich zum Leben.

Kopplung
der eigenen
Lebens-
Geschichten
mit den
Narrativen
der großen
Gottes-
geschichten

Eine Kirchengemeinde stellt eine eminente Lebensform des Religiösen dar – nicht nur im Blick auf ihre manifesten religiösen Aspekte als solche, sondern mit allem, was dafür die realen Voraussetzungen in einem gesellschaftlichen Setting sind (Ressourcen, Gebäude, Verwaltungen), aber auch mit vielem, was beispielsweise im sozialen oder politischen Bereich aus dem religiösen Engagement folgt. Sie fügt sich in der Regel in die großen, immer wieder diskutierten Sozialformen von Religion ein, wie in eine Kirche oder eine Sekte, und teilt Aspekte von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung. In ihr selbst finden sich diese Formen und Prozesse wieder, etwa in Gruppen, einer Organisation oder auch als Bewegungen, Events und in einem Anteil an Marktbeziehungen (Freudenberg/Reuter 2024, 8 ff.). Solche Formen sind prinzipiell »gemeinschaftlich produktiv«: »Soziale Formen ermöglichen individuelle religiöse Erfahrungen, die im Christentum eine gemeinschaftliche Verankerung und Bestätigung benötigen, um legitim und authentisch zu werden« (16).

Dieses Ineinander impliziert ein Grundparadox aller religiöser Formen – aber sicherlich noch einmal besonders solcher basaler Organisationen wie Kirchengemeinden – im Verhältnis von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung:

Während der Idealtyp einer Organisation die Einbeziehung der Mitglieder entsprechend ihrer Funktion erfordert, d.h. nicht als Individuen, sind die formal einbezogenen Individuen dennoch de facto präsent, da Rollen und Funktionen notwendigerweise von Menschen übernommen und ausgeübt werden. Folglich »beherbergen« Organisationen entgegen ihrer organisatorischen Logik Menschen – mit Persönlichkeiten, Einstellungen, Vorlieben und so weiter. Dieser Widerspruch ist bei *religiösen* Organisationen besonders ausgeprägt, zumindest in christlichen Kirchen, da diese behaupten, jede einzelne »Seele« zur Erlösung zu »rufen«, indem sie als Individuum der Kirche angehört (Freudenberg/Reuter 2024, 14).

22 Zur Situation

Organisation
Kirchen-
gemeinde

»Ein Ort des
moralischen
Lernens«

Es wird näher zu klären sein, was das »Menschen beherbergen« in diesem Kontext genau bedeutet. Die Organisation Kirchengemeinde beherbergt Menschen – und wird doch von genau diesen gestaltet. Sie sind mithin als Organisatoren Akteure ihrer selbst.

Die Nützlichkeit der Kirchengemeinde

In seiner Geschichte ist das Christentum nie nur über seine religiösen Funktionen wirksam gewesen, sondern hat sich stets im sozialen und auch im kulturellen Bereich Anerkennung verschafft. Selten ging es dabei ausdrücklich darum, mit der Erfüllung sozialer Funktionen direkt für sich selbst zu werben, indirekt allerdings durchaus. Das Erbringen sozialer Dienstleistungen erfolgt aus den Motivationen des Glaubens selbst, die sich in den immer noch nur allzu bekannten Narrationen des Evangeliums und der Bibel finden. Die Kirchengemeinde ist in dieser Hinsicht – direkt und indirekt – ein Ort des moralischen Lernens (und sie könnte es noch weit mehr sein). Und das gilt nicht zuletzt für ihre ausdrücklich religiösen Veranstaltungen, wie zum Beispiel die Gottesdienste, deren Effekt in Richtung einer betonten Gewissenbildung geht (und genauso ja auch oft geschehen werden). Hier kann etwa Schuld benannt werden, was sonst in der Gesellschaft nur selten möglich ist.

Dass damit aber immer auch eine gesellschaftliche Nützlichkeit der Kirche verbunden ist, liegt auf der Hand. Und dies gilt bis heute. Es schlägt sich beispielsweise bereits darin nieder, dass die nichtpastoralen Mitglieder der Gemeindeleitungen die Praxis dessen, was Gemeinden leisten, überwiegend als »sozial« sortieren – und weniger als religiös oder kulturell. Während Pastoren stärker auf einer religiösen Prägung beharren, favorisieren alle übrigen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden ganz klar das Soziale (mit 57 % und mehr gegenüber nur 47 % der Pastoren) (Lämmlin u. a. 2024, 139). Diese Ausrichtung ist noch prägnanter im Blick auf einzelne Bereiche der Gemeindearbeit erkennbar. Dann zeigt sich, dass erwartbar Gottesdienste, Glaubenskurse u. ä. als religiös eingeordnet werden, aber ansonsten sehr viele Aktivitäten sehr stark oder zumindest auch als sozial bewertet werden, so deutlich Kinderangebote, aber auch der Konfirmandenunterricht, Altenarbeit, Arbeit mit Familien, Männern und Frauen. Die Kirchengemeinden nehmen auf diese Weise soziale Verantwortung für ihren Umkreis wahr und sind längst nicht nur religiös unterwegs.

Zusammenhang von Religion und sozialer Haltung

Blickt man noch etwas weiter in den Zusammenhang von Religion und sozialer Haltung hinein, so zeigen sich weitere Besonderheiten. In der Frage der Spendenbereitschaft zeigen sich 55 % der weniger oder gar nicht religiösen Deutschen bereit, Geld für Erdbebenopfer im Entwicklungsland zu geben und 68 % dasselbe für Flutopfer in Deutschland. Bei Mittelreligiösen sind es 68 % bzw. 71 % und bei Hochreligiösen sogar 71 % und 82 %. Die höchsten diesbezüglichen Werte erzielen Muslime (Religionsmonitor 2023, 9). »Während 71 % der christlichen und 69 % der muslimischen Befragten im zurückliegenden Jahr für wohltätige Zwecke gespendet haben, sind es unter Menschen ohne Glaubenszugehörigkeit nur 59 %« (11). Dabei ist von einer hohen christlichen Sozialisationsquote auch unter den jetzt Konfessionslosen auszugehen. Ein ähnliches Muster wiederholt sich bei der Hilfsbereitschaft gegenüber Geflüchteten (18). Ein Überblick über Solidarpraxen ergibt bei Personen mit Religionszugehörigkeit 66 % potentielle Spendenbereitschaft und 70 % tatsächliches Spenderverhalten sowie 29 % gegenwärtiges freiwilliges Engagement. Bei Menschen ohne Religionszugehörigkeit aber 53 %, 59 % und nur 18 % tatsächliches freiwilliges Engagement (23). Tatsächlich spenden Christen zu 71 %, Moslems zu 69 % und Konfessionslose zu 59 % (30). Freiwilliges Engagement findet sich bei 17 % derjenigen, die keiner Religion angehören und keine religiöse Sozialisation erfahren haben, aber bei 31 % derer, die beides aufweisen können (35).

Noch deutlicher fallen die Ergebnisse einer Studie zu prosozialer Handlungspraxis in der Bevölkerung aus dem Jahre 2016/2017 aus. Hier wird belegt, dass in geradezu allen möglichen Handlungspraxen Konfessionslose deutlich abfallen. So spendeten 67 % der Evangelischen (im Jahr 2016), aber nur 27 % der Konfessionslosen in den letzten zehn Jahren Blut (zu 21 %); 56 % sind zur Organspende bereit (zu 43 %); 33 % möchten Zeit im sozialen Bereich spenden (zu 17 %) und 24 % möchten sich engagieren (zu 15 %) (Ahrens 2020, 7). Diese Haltung steigt bei religiös traditional geprägten Evangelischen noch beträchtlich an. Zudem engagieren sich evangelische Kirchenmitglieder weit überdurchschnittlich in der Zivilgesellschaft und in der Politik. Diese Prägungen des Glaubens (nicht zuletzt durch die Kirchengemeinde) sind nachhaltig und tragen weit über das Engagement in der Kirche hinaus.

Die Kirchengemeinde erweist sich durch die Praxis der Pflege des christlichen Glaubens und der damit verbundenen Einstellungen als

24

Zur Situation

Ort der Reproduktion sozialer Haltungen

zentraler Ort der Reproduktion sozialer Haltungen, gerade im Blick auf die je nachwachsende Generation. Die Weitergabe des Glaubens, die religiöse Kommunikation in den Gemeinden, von der Predigt bis hin zum Konfirmandenunterricht, enthält eminente Treiber für soziales Verhalten, für Nächstenliebe und gegen die Herrschaft eines wilden Egoismus. Im Bereich der Gemeinwesen, der Nachbarschaft, der Vereine – auch der Betriebe und der Arbeitswelt – wird Sozialität gegründet: die Rücksicht aufeinander, gegenseitige Hilfe, Gemeinschaft. Die entsprechenden Narrative sind nach wie vor bekannt und prägend. Und dies nicht nur für ihre Mitglieder, sondern in der Wirkung ihrer Kommunikation für die soziale Qualität ihres Umfeldes insgesamt. Ehe man die Kirchengemeinde für überholt erklärt, sollte man sich fragen, wer solche sozial integrativen Haltungen in Zukunft stiftet, wenn Kirche nicht mehr wirksam sein sollte. In dieser Hinsicht bleibt sie bedeutsam für die ganze Gesellschaft, nicht nur für religiöse Kreise. Und dies ist auch nicht nur in der Kirche bekannt, sondern wird von demokratischen gesellschaftlichen Eliten auch bisher immer wieder anerkannt, ja geradezu gefeiert. Ob sich das auf diese Weise zeigende »Bündnis von Thron und Altar« allerdings nur positiv auf die Mitgliedschaft der Kirche auswirkt, kann gefragt werden.

Aber bei allem Positivem in diesem Zusammengang muss gesehen werden, dass sich diese »Nützlichkeiten« weder instrumentalisieren noch funktionalisieren lassen. »Von außen« lässt sich das Christentum nicht als Ressource nutzen, die man so oder so einsetzen könnte. Die »Nützlichkeit« stellt insofern eine Fremdsicht dar. Tatsächlich ist sie Folge bestimmter Lebensformen des Christlichen, aus denen sie letztlich nicht herauslösbar ist und in denen sie sich reproduziert.

1.3 Zur Lage der Kirchengemeinde

Zunächst bleibt deutlich: »Auch das gesellschaftsöffentliche Profil des kirchlichen Lebens ist nicht zuletzt parochial strukturiert. Regelmäßig, auch in den entkirchlichten Gegenden Ostdeutschlands, repräsentiert das Kirchengebäude die Identität und Integrität des Ortes.« [...] es sind die parochialen Strukturen, in denen sich die *institutionelle* Dimension der Kirche wesentlich manifestiert« (Hermelink 2011, 131). Diese Aussage hängt insbesondere an der dominanten Orientierung der kirchlichen Kontakte am Nahbereich: »Sie bringt mit sich, dass der Zugang zur

kirchlichen Kommunikation des Evangeliums deutlich erschwert wird, wenn man seine sozialen Kontakte nicht ohnehin im Nahbereich pflegt« (SI der EKD/Kath. Arbeitsstelle 2024, 394). Allerdings ist der Kontakt zu einer kirchlich aktiven Person hoch, wenn auch etwas geringer in den mittleren Jahrgängen (siehe Abbildung 2).

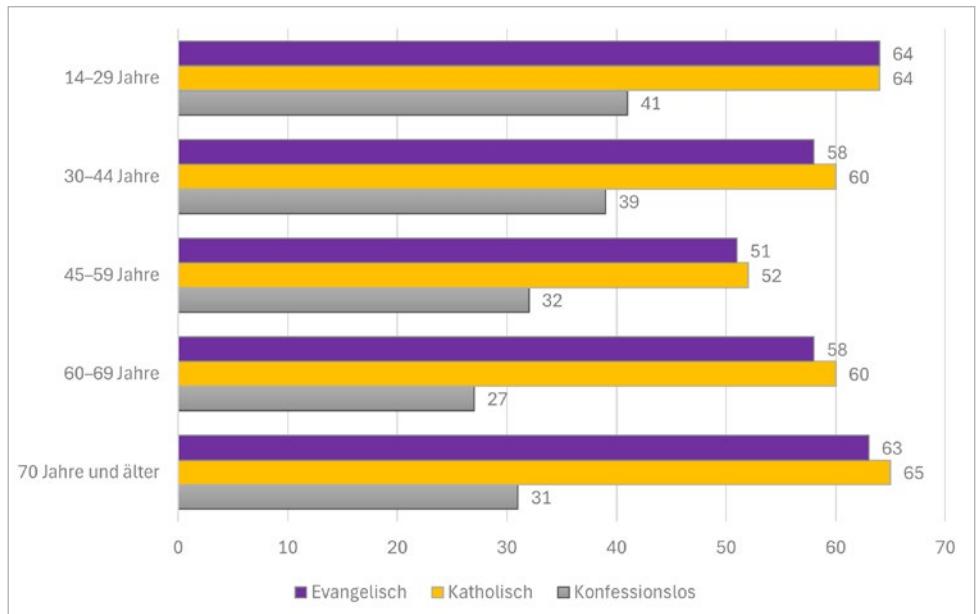


Abbildung 2: Kontakte zu einer kirchlich aktiven Person in den letzten zwölf Monaten, differenziert nach Konfessionszugehörigkeit und Alter (Angaben in Prozent) (Pohl-Patalong u. a. 2024, 396, Abb. 20.2)

Auch die Verbundenheit mit der örtlichen Kirchengemeinde unter den Kirchenmitgliedern bleibt hoch. Dem stimmen 59 % der Kirchenmitglieder in Großstädten, 65 % in kleineren Städten und sogar 73 % in Orten mit unter 5000 Einwohnern zu (SI der EKD/Kath. Arbeitsstelle 2024, 618).

Trotz dieser großen Bedeutung scheint es auf den ersten Blick unmöglich zu sein, eine Übersicht über die Situation der Kirchengemeinden in Deutschland zu gewinnen. Zu unterschiedlich und auch zu unerforscht scheinen deren jeweilige Lagen zu sein. Glücklicherweise gibt es jedoch seit einigen Jahren das »Kirchengemeindebarometer« des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, das nun schon zum zweiten Mal repräsentativ die Sicht von Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorstehern und Pfarrpersonen auf ihre Gemeinden abfragt (Rebenstorf u. a. 2015;